

Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte [Fortsetzung]

Autor(en): **Major, Ralph H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 10

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte

VON RALPH H. MAJOR

Professor an der Universität Kansas City, Missouri

Deutsch von Viktor Polzer

1. Fortsetzung

Der Schwarze Tod.

Der Schwarze Tod übte tiefen Einfluß auf das Leben und die Gesinnung der ganzen Welt, vergleichbar nur mit der Nachwirkung des Weltkrieges auf uns. Die Chronisten jener Zeit berichten fast ausnahmslos von der nun folgenden Verwahrlosung der Sitten. Man erwartete zuerst, die Ueberlebenden «würden besser geartet sein, demütig, tugendhaft und gute Christen; sie würden sich vor Missetaten und Sünden hüten und einander in Liebe und Barmherzigkeit zugetan sein. Doch kaum hatte die Pest geendet, als man das Gegenteil gewahrte.» Die Menschen waren geringer an Zahl und darum, im Wege der Erbfolge, reicher. So überließen sie sich den Sünden der Völlerei, des Spiels und hemmungsloser Unzucht.

Der Schwarze Tod war eine der Hauptursachen des wirtschaftlichen Umschwungs im Mittelalter. Er übte nachhaltige Wirkung auf das alte Lebenssystem und spielte eine Rolle beim Zurückgehen der Leibeigenschaft. Die Landeigentümer starben zu Tausenden und der Grundbesitz ging mit verwirrender Schnelligkeit von Hand zu Hand. Knechte und Gehilfen waren in Massen hinweggerafft worden, das Angebot an Arbeitskräften darum merklich herabgesetzt, und die Ueberlebenden verlangten höheres Entgelt. Die «Lohnskala» stieg und mit ihr der «Lebensstandard». Solcher Wechsel des Eigentums führte zu zahllosen Prozessen, und der Anwaltsstand, bis dahin in England unbekannt, tauchte auf und wuchs von Tag zu Tag. Der Schwarze Tod bezeichnet in der Wirtschaftsgeschichte Europas das Ende eines Zeitabschnittes und den Beginn eines neuen. Sein Einfluß auf den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufbau war weniger sinnfällig als der des einen oder anderen Eroberungskrieges, in seiner Ungreifbarkeit aber von um so größerem Tiefgang und längerem Bestand.

Auch die Kirche wurde durch die Pest in Mitleidenschaft gezogen. In England war mehr als die Hälfte der Geistlichkeit tot. Die leeren Plätze besetzte man mit Männern, ja Jünglingen geringerer Vorbildung, die vielfach gezwungen wurden, die Weihen zu nehmen. Manche Klöster waren völlig ausgestorben, die Weltgeistlichen entartet und viele Pfarrkirchen geschlossen. Genau so stand es in Deutschland. Noch mehr fiel die veränderte Stellung der Menschen gegenüber der Kirche ins Gewicht. Man hatte Priester, heilige Männer hintersterben sehen wie alle andern, hatte gesehen, daß Messen, Umzüge und Reliquien das Unheil nicht zum Stillstand brachten. All dies trug zum Aufkommen ketzerischer Sekten bei, die «emporgeschossen wie knospende Pflanzen.» Aus solchen Gründen wurde der Schwarze Tod oft als eine der Hauptursachen der Reformation bezeichnet. Die veränderte Haltung gegenüber der Kirche schwächte auch deren Einfluß auf die Erziehung. Man begann sich für andere Gegenstände zu interessieren als für die Helden des Glaubens oder die Spekulationen der Kirchenväter: die Gedanken der alten Griechen und Römer traten in den Vordergrund. Die Flut schien nicht mehr aufzuhalten, der Durst nach neuem Wissen war stärker als alles andere — so begann die Renaissance.

London, das mehr als hunderttausend Seelen durch den Schwarzen Tod verloren hatte, beherbergte die Keime der Krankheit auch weiterhin. Von 1603 bis 1665

besuchte die Pest, mit bloß vier Ausnahmen, die Stadt Jahr für Jahr. Doch die Zahl 1665 bezeichnet das Auftreten der größten Pestepidemie, die in die Geschichte einging unter dem Namen: «Die Große Londoner Pest». Viele Aerzte haben sie uns beschrieben, doch die beiden interessantesten Berichte stammen aus der Feder zweier Schriftsteller — eines kleinen klassischen Erzählers und eines der berühmtesten Tagebuchschreiber aller Zeiten.

Daniel Defoe war ein Knabe, da das große Sterben in London ausbrach. Als Sechziger schrieb er die Erinnerungen seines vierten bis zehnten Lebensjahres nieder, ausgeziert mit Erzählungen, die er von den Eltern gehört hatte, und in dem glänzenden Stil, den dieser Meister der Erfindung besaß. Aus all dem entstand ein Buch, das viele für ein Werk aus der Feder eines gereiften Arztes hielten, der alles, was er berichtet, mit eigenen Augen gesehen hätte. Defoes Feder brachte ihn übrigens — erinnern wir uns nur recht — bisweilen in arge Not. Einmal zog sie ihm eine Verurteilung zum Prangerstehen zu, allein diese üble Erfahrung fand ihren Lohn, dichtete Defoe doch nach der Befreiung von jenem erniedrigenden Werkzeug der Gerechtigkeit seine berühmte «Hymne an den Pranger», die als eines der besten poetischen Werke gilt. Ein andermal zwangen ihn literarische und politische Machenschaften zu einer Reise nach Spanien, während drei seiner Gefährten, die in England blieben, an den Galgen kamen. Doch als Alter und wachsender Wohlstand Defoes stürmische Natur ein wenig mäßigte, begann er Bücher zu schreiben und erlang mit seinem «Robinson Crusoe» auf der Stelle dauernden Ruhm. Drei Jahre später veröffentlichte er das «Journal des Pestjahres». Diese beiden Schriften stellen seine berühmtesten Werke dar. Im «Journal» beschreibt der Dichter das furchtbare Wüten der Krankheit, die Flucht der entsetzten Volksmenge aus der verseuchten Stadt, die Hilflosigkeit der Aerzte, das verschiedene sittliche Verhalten der Menschen, von denen die einen ihre Tage betend in der Kirche verbrachten, indes die andern unter Schmähungen und Verhöhnungen Gottes die Straßen durchzogen. Er spricht von den Scharlatanen, die «Pestwasser» gegen das Uebel verkauften, von den Quaksalberinnen, die Geheimmittelchen und Amulette anpriesen, und von den religiösen Fanatikern, die über der Stadt am Himmel einen weißgekleideten Engel schweben sahen, der ein feuriges Schwert durch die Luft sausen ließ. Defoe vermochte den Engel nicht zu sehen, drum nannte man ihn einen gottlosen Kerl und hätte ihn beinahe auf offener Straße mißhandelt. Daraufhin beschloß er, sich und seine Familie von der Welt abzuschließen, und so «kauften wir zwei Säcke Mehl und, dieweil wir einen Backofen hatten, buken wir für etliche Wochen unser Brot selbst; dergleichen kaufte ich Malz und braute soviel Bier, als alle Fässer, die ich besaß, nur aufzunehmen vermochten.»

Viele Stellen dieses «Journals» sind trübselige Wiedergaben herzerzeißender Szenen, dazwischen stehen die Verordnungen des Bürgermeisters und die grausigen Abrechnungen des Todes unter Anführung der Verluste. Dann wieder wird die Darstellung durch Hinweise auf einzelne Individuen belebt, deren Benehmen Aufsehen erregte: Solomon Eagle zum Beispiel, «keineswegs angesteckt, außer im Hirn, ging in fürchterlicher Art einher,

um den über die Stadt verhängten göttlichen Ratschluß zu verkünden, bisweilen völlig nackt, nur mit einem Tiegell voll brennender Holzkohlen auf dem Kopf.» Eine spätere Bemerkung Defoes fesselte unsere besondere Aufmerksamkeit: «Der Lord Mayor ordnete an, sämtliche Hunde und Katzen müßten vertilgt werden.» Daraufhin wurden vierzigtausend Hunde und fünfmal soviel Katzen getötet, da nur wenige Häuser keine Katze, manche aber deren fünf oder sechs besaßen. Auch hören wir, daß Versuche gemacht wurden, alle Mäuse und Ratten zu beseitigen, «zumal die letzteren, indem man Rattengift oder sonstige Gifte gegen sie auslegte, und eine riesige Menge derselben ward derart vertilgt.» Wir Kinder eines späteren Jahrhunderts sind sofort neugierig, wenn wir von Ratten hören, und wünschten nur, Defoe hätte uns verraten, w a r u m sie «vertilgt» wurden.

Der zweite denkwürdige Bericht über die «Große Pest von London» stammt von Samuel Pepys und findet sich in seinem unsterblichen «Diarium». Pepys führte ein sehr reiches und wechselvolles Leben und interessierte sich für alles, «vom Siegellack bis zum König.» Er trinke sein «Diarium» mit Berichten über Essen und Trinken, über seine Tändeleien und Liebschaften, war aber genau so hinterher, einer Hinrichtung beizuwohnen und eine Bluttransfusion oder Leichenöffnung mit eigenen Augen anzusehen. Zur Zeit der Großen Pest stand er im dreißigsten Lebensjahr und betrachtete sich in medizinischen Fragen nicht als Neuling. Unterm 10. Juni 1665 schreibt er nun, er sei vom Abendbrot nach Hause gekommen, «und da höre ich, zu meiner größten Bestürzung, daß die Pest in die Stadt gekommen ist.» Zehn Tage später berichtet er: «In Westminster starben vier oder fünf an der Pest in einer Gasse.» Wieder ein paar Tage später: «Die Pest greift mächtig um sich», bald hören wir, daß mehr als tausend in einer Woche gestorben seien, und Pepys bringt sich eine Flasche «Pestwasser» mit heim. Das «Diarium» hält Schritt mit der Seuche: Der Hof verläßt London, Pepys ist leicht beunruhigt, bleibt aber dennoch. Es gibt jetzt zuviel Interessantes in der Stadt zu sehen, als daß man reisen dürfte. Sein Leben spielt sich ab wie sonst, ungeachtet der Krankheit und ihrer Monatsterblichkeit von sechstausend Seelen! Er hört einige gute Predigten, steht bei einer Taufe Gevatter und schreibt zweimal sein Testament. An einem Abend tändelt er mit der Tochter des Schwannwirts «und verbringt ein Weilchen damit, sie zu küssen», ein andermal erzählt er von einem ungewöhnlichen Abenteuer, das einem seiner Freunde widerfuhr. Eine Schar junger Nichtsteuer sah eine Kutsche mit tief herabgelassenen Gardinen vorüberfahren und witterte sogleich eine Liebesaffäre. Einer der jungen Leute, der sich's gar nicht versagen konnte, die Dame zu sehen, schob den Vorhang zur Seite und steckte den Kopf in den Wagen hinein. Da gewahrte er ein Mädchen, krank an der Pest, die «stank mächtiglich». Der Schreiber fügt hinzu: «Dies versetzte den jungen Herrn derart in Furcht, daß es ihn fast das Leben gekostet hätte, doch nun ist er wieder wohlauf.» Pepys folgt den grausigen Berechnungen der Sterblichkeit etwa mit jenem Eifer, mit dem ein heutiger Börsenspieler die Kursberichte verfolgt — mit den gleichen Hoffnungen und Befürchtungen. Schließlich begibt er sich dennoch von London nach Woolwich, doch sowie

(Fortsetzung Seite 310)

Copyright by Paul Zsolnay Verlag, Wien - Berlin